

30]

(Nachdruck verboten.)

Im Kampf für Rußlands Freiheit.

Leontjeff wußte, daß wir von der Polizei gesucht wurden, er fragte uns aber nicht, was wir verbrochen hätten; es genügte ihm vollkommen, zu wissen, daß wir „politische Verbrecher“ waren.

„Ich würde Ihnen nicht empfehlen, den ganzen Tag in Ihrer Behausung zu sitzen,“ sagte er. „Bleiben Sie doch nach dem Essen bei uns, da haben Sie Gesellschaft und zerstreuen sich ein wenig. Niemand wundert sich, bei uns Gäste anzutreffen, und irgend einen Namen werden wir schon finden, unter dem wir Sie vorstellen können.“

Vorausichtlich mußten wir die Gastfreundschaft Leontjeffs mehrere Wochen in Anspruch nehmen. Wir mußten Antwort von der Dame, die nach Charkoff gefahren war, abwarten und in Verbindung mit jemand an der Grenze treten, um mit Hilfe der dortigen Organisation ins Ausland zu kommen. Ich führte auch eine regere Korrespondenz, um uns Geld für die Flucht und für die erste Zeit im Auslande zu verschaffen. Ich kam sogar auf den törichtesten Gedanken, mich an meinen Onkel zu wenden, ließ ihn aber sofort wieder fallen.

Wir verlebten auf dem Gute eine herrliche Zeit, fuhren oft spazieren, um die Felder zu besehen, machten auch Spazierritte und unterhielten uns mit dem Hausherrn und der Hausfrau über allerhand Dinge, meistens Philosophie und Literatur. Am Abend wurde viel musiziert oder auch vorgelesen. Nachbarn kamen zu Besuch, und wir verkehrten ganz zwanglos mit ihnen. Nur Abramoff litt an manchen Tagen furchtbar an melancholischen Zuständen. Dann verbrachte er den ganzen Tag im Bette, und ich sorgte für das Essen, versuchte aber nicht, ihn zu zerstreuen, denn dann wurde er mürrisch und grob.

Leontjeff und seine Frau verstanden seinen Zustand durchaus. Sie wußten, daß seine Frau im Gefängnis saß, und bemühten sich in zarter, liebenswürdiger Weise, seinen Schmerz zu lindern.

Ueber drei Wochen waren vergangen, als wir den Besuch unseres Bekannten, des Stationsgehülfen, erhielten. Er brachte uns bedrohliche Meldungen aus Charkoff und riet uns zu schleuniger Flucht.

Die Nachricht von Anna Michailowna war beruhigend. Sie fühlte sich wohl und bat uns, ihretwegen nicht länger in Rußland zu bleiben, sondern zu fliehen. Wir hatten aber noch keine Nachricht von unserem Freunde aus dem Westen und konnten nicht so ausser Geratewohl nach der Grenze hinreisen, denn mangels Verbindungen würde es schwer sein, ohne Paß ins Ausland zu kommen.

Der Zustand Abramoffs verschlimmerte sich aber von Tag zu Tag. Ich versuchte alles mögliche, um ihn zu zerstreuen. Auf langen Spaziergängen brachte ich die Unterhaltung auf die weitere Entwicklung der revolutionären Arbeit in Rußland, und da er mir ziemlich gleichgültige Antworten gab, sprach ich davon, wie unrationell die Landwirtschaft in diesem Teile unseres Vaterlandes betrieben würde.

„Noch vor kurzem standen hier große Wälder, jetzt ist alles ausgerodet, bloß kleine Waldstreifen sind übrig geblieben. Dank der Raubwirtschaft ist der Boden nicht mehr ertragsfähig, und am meisten hat der Bauer darunter zu leiden.“

Ich hoffte, ihn dadurch auf sein Lieblingssthema zu bringen, — auf die Propagierung der sozialdemokratischen Lehre unter den Bauern —, aber auch das versagte. Er war für die übrige Welt wie abgestorben. Unsere Wirtsleute bemühten sich auch in jeder Weise, ihn aufzumuntern, er zog sich aber immer mehr zurück und erklärte mir eines Tages, er habe überhaupt keine Lust, wieder zu unseren Wirten zu gehen, Peter könne ihm etwas zu essen bringen. Ich ließ ihn ruhig gewähren.

Aber vergebens wartete ich täglich auf eine Nachricht und hatte schon beschlossen, daß, wenn sie in einer Woche nicht einträte, wir auf gut Glück versuchen wollten, über die Grenze zu kommen. Ich schrieb in diesem Sinne an den Gehülfen des Stationschefs. Durch ihn ging unsere ganze Korrespondenz.

Abramoff begann schon an Halluzinationen des Gehörs zu leiden, — oft wurde ich in der Nacht von ihm geweckt: „Hören Sie? Hören Sie? Es kommt jemand gefahren. Hören Sie die Schellen?“ Ich kleidete mich dann an, lauschte, vernahm aber nichts. „Das ist unmöglich, zuerst müßten die Gendarmen doch zu unserem Wirt hinfahren, und er hätte uns sicherlich durch Kolja rechtzeitig benachrichtigt,“ beruhigte ich ihn. „Ich habe es aber ganz deutlich gehört,“ antwortete er. „Ich habe ein gutes Gehör.“ Ich ging dann mit ihm hinaus, und wir wanderten den Weg bis zu einer Anhöhe, von wo aus man den Gutshof sehen konnte. Die Straße lag still da, nichts regte sich. Er beruhigte sich, und wir kehrten zurück. Oft geschah es, daß er mich in einer Nacht ein paar-mal weckte, und jedesmal erwies es sich als eine Halluzination. Meine Nerven fingen auch schon an, überreizt zu werden, denn unter dem Eindruck des erschreckten Flüsters von Abramoff hörte auch ich Geräusche.

„Wir müssen fliehen, — so geht es nicht weiter, wir werden sonst beide noch wahnsinnig,“ sagte ich.

Da erhielten wir kurz vor Ablauf der Frist, die ich mir gesetzt hatte, ein Telegramm; wir konnten reisen. Abramoff wurde ruhiger, ja fast lustig. Beim Abschied von unseren lieben Gastgebern dankte ich ihnen für die große Gastfreundschaft, die sie uns gewährt hatten. Der brave Gutbesitzer erwiderte: „Wenn Sie wieder einmal hierher zurück müssen, so kehren Sie wieder bei uns ein. Wenn Sie Geld brauchen, bitte, schreiben Sie, ich werde mein möglichstes tun, Ihnen zu helfen. Uebrigens haben Sie auch genügend Geld zur Reise? Ich könnte Ihnen doch etwas geben, obwohl die Ernte bald anfängt und ich die Arbeiter bezahlen muß, — etwas aber ließe sich schon entbehren.“

Dankend erklärte ich ihm, ich würde mich nur im äußersten Falle an ihn wenden, — vorläufig brauchten wir nichts.

Kurz vor der Abreise musterte ich erst Abramoff, ob er anständig genug aussähe, und bat auch Leontjeff, ihn zu kontrollieren. Alles war in Ordnung. Ein schöner Wagen mit ein paar kräftigen Pferden stand vor der Tür, wir stiegen ein, und in schnellem Galopp ging es zur Station. Wir schauten uns noch einmal um, schwenkten die Lächer, dann verschwand der Gutshof hinter einer Anhöhe.

Gegen Mitternacht waren wir in Jaroslawl. Unser Bekannter erwartete uns schon. Der Zug ging in anderthalb Stunden. Bis dahin traten wir in sein Bureau, wo er uns eine Reihe von Briefen und eine gute Adresse übergab, an die wir uns vorläufig wenden sollten.

Wir erhielten ein Coupé für uns und fuhren mit allem Komfort bis Moskau. Während der Fahrt wurde Abramoff wieder der alte, er konnte wieder scherzen und lachen und sagte: „Gott sei Dank, daß wir die Gefahr hinter uns haben! Sie dürfen nicht vergessen, daß ich zwei und ein halbes Jahr im Gefängnis in Einzelhaft verbracht habe. Eine abermalige Arretierung, ein auch nur kurzer Aufenthalt im Gefängnis würden mich wahnsinnig machen! Ich kann das Eingesperrtsein nicht mehr ertragen! Das ganze Milieu würde mein schon zerrüttetes Nervensystem vollkommen untergraben.“

Ich hörte zum erstenmal, daß er schon früher arretiert gewesen war. Wir kannten unser Vorleben überhaupt nur ganz flüchtig.

„Ich war noch junger Student,“ erzählte er, „und wir hatten einen kleinen Kreis, der sich mit politischen und ökonomischen Fragen beschäftigte, — es war Selbstbildungszweck. Durch ein Mißverständnis wurden wir arretiert, unser harmloser Kreis wurde als Geheimbund von Verschwörern betrachtet, ich saß ungefähr sieben Monate in Untersuchungshaft, wurde dann in Freiheit gesetzt und erhielt nach einem halben Jahr das Urteil: zwei Jahre Einzelhaft.“

„Was machten Sie denn da?“ fragte ich.

„Im Untersuchungsgefängnis ging es so zu wie immer. Die erste Zeit erhielt ich keine Bücher, später durfte ich lesen. Es war erträglich. Im Petersburger Gefängnis, wo ich die Einzelhaft abbüßen mußte, war es schlimmer, aber man gewöhnt sich an alles. Da mußte ich um sieben Uhr aufstehen und um halbnacht anfangen zu arbeiten. Ich mußte jeden Tag eine bestimmte Anzahl von Zigarettenkästchen herstellen. Wenn ich damit fertig war, was anfangs den ganzen Tag in Anspruch nahm, mir aber später doch mehr freie Zeit ließ,

studierte ich Englisch und Französisch. Ich hatte mir ein französisches und ein englisches Buch geben lassen nebst einem Wörterbuch und las nun frisch drauf los. Sprechen kann ich freilich nicht, verstehen und übersetzen aber alles, und das genügt für meine Zwecke."

"Zwei Jahre haben Sie im Gefängnis verbracht?" rief ich aus.

"Ja, das ist doch nichts Besonderes!" meinte Abramoff. "Als ich hineinkam, war ich noch ganz gesund. Das Gefängnisleben hat aber meine Nerven angegriffen, und unsere gemeinsame Arbeit, dieses ewige Hin- und Herreisen hat meine Gesundheit ganz zerrüttet. Aber im Auslande in aller Ruhe, — da werden wir bald wieder gesund werden! Sie sind ja auch nicht mehr ganz frisch. Ich freue mich, daß wir eine Zeit in aller Ruhe verleben können. Schade nur, daß Anna Michailowna nicht mit uns sein wird! Wer weiß, vielleicht kann sie später nachkommen."

In Smolensk suchte ich jenen Bekannten des uns befreundeten Stationschefs auf. Wir mußten hier ein paar Tage bleiben. "Mein Freund," sagte ich, "fährt allein. Ich bleibe hier. Ich habe noch verschiedene Sachen zu erledigen."

Da ich zu ihm vollkommenes Vertrauen hatte und er schon öfter Revolutionäre über die Grenze gebracht hatte, kam ich mit Abramoff zu dem Entschluß, ihn jetzt zu verlassen und nach Moskau zu reisen.

"Es ist besser," meinte Abramoff, "Sie sprechen persönlich mit unserem Verleger. Arbeit müssen wir haben, sonst können wir im Auslande nicht existieren. Und das Hin- und Herschreiben nimmt viel Zeit weg. Stellen Sie dem Verleger vor, daß wir beide Arbeit viel nötiger brauchen, als Leute, die in Rußland leben dürfen. Wir müssen ja auch daran denken, daß eventuell noch Anna Michailowna herüberkommt, und dann sind wir unser Drei."

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Das Ziel unserer Reise im Weltenraum.

I.

Bewegung ist alles, Ruhe nichts! Auch das Sinnbild des Unveränderlichen, das Firmament, das uns einen Tag wie am anderen erscheint, dem nur wenige Gestirne Elemente der Bewegung beigefallen, ist in steter Bewegung begriffen. Wie in einem Bienenschwarm fliegen die Sonnen durcheinander; mit riesenhaften Geschwindigkeiten, wie wir sie nur der Maßzahl, nicht der Anschauung nach aus den Himmelsträumen kennen! Allerdings nehmen wir diese Bewegungen nur mit den feinsten und vollkommensten Hilfsmitteln der modernen astronomischen Repteknik wahr, damit aber ungewisselhaft; ja, wir kennen die Größe der Bewegung durch sie ziemlich genau.

Mit dem bloßen Auge bemerken wir davon nichts! Warum aber der Vergleich mit dem Bienenschwarm? — Nun, weil die Sache in Wirklichkeit dieselbe ist. Nur sind die Maße etwas verschieden. Und unser Standpunkt verzerrt den Vergleich nur so stark, daß ihn unser Augenschein nicht bestätigen will. Bei dem Bienenschwarm sehen wir die Bewegung und das Durcheinandersfliegen, weil er dicht und uns nahe genug ist. Die Sterne aber sind im Weltenraume trotz ihrer uns schon bekannten riesigen Anzahl — die bereits in die Hunderte von Millionen geht — nur dünn gesät. Jede dieser Sonnen hat einen weiten Spielraum, in dem sie ihre physische Kraft auszuleben vermag. Aus diesem Grunde werden auch die ungeheuren Geschwindigkeiten unserem Auge nicht sichtbar. Mag ein Stern auch noch so schnell durch den Makrokosmos fliegen, seine Entfernung von seinem Nachbar ist so ungeheuer groß, daß sie für unser Auge selbst in Jahrhunderten nicht verändert erscheint!

Unsere Repteknik aber ist seit langem schon so weit ausgebildet, daß sie solche Bewegung zu konstatieren vermag. Und mit jedem Jahre, mit jedem Neubau eines modernen Riesentelegraphen schreitet sie weiter fort. Ueberhaupt besteht der Gewinn der Wissenschaft bei dem Bau großer Fernrohre nicht darin, daß man mit ihnen so viel mehr sieht, so viel Millionen Sterne mehr, die Planeten so viel größer usw., sondern die Vergrößerung der Genauigkeit des Maßes ist es, was den Gewinn ausmacht. Das hat für uns viel mehr zu bedeuten, als man gemeinhin denkt. Jeder wird zweifelsohne einsehen, daß es von eminenter Wichtigkeit ist, über unsere Stellung im Universum, über unser Reiseziel im Weltraum und über dergleichen Dinge im Klaren zu sein.

Aber die Wichtigkeit der Aufgabe wird fast noch übertroffen durch ihre Schwierigkeit! Wie sollen wir Feststellungen machen, wenn alles sich bewegt? — Wenn wir die Bewegung eines Vogels in der Luft feststellen wollen, so müssen wir sie auf einem festen Punkt oder auf mehrere beziehen, sonst schweben ja unsere Feststellungen selbst in der Luft! Wir stellen also die Flugrichtung in jedem Momente fest und ihre Geschwindigkeit etwa in bezug auf unseren

Standpunkt, der fest ist. — Wollen wir diese Methode auf die Sterne anwenden, so sitzen wir sogleich ratlos da. Denn worauf sollen wir die Bewegung der Sterne beziehen? Wir wissen, daß unsere Erde und ihr Rand sich um die Sonne bewegt, ebenso wie der ganze andere Anhang der Sonne, die Planeten, die periodischen Kometen und was es sonst noch alles gibt. Wollen wir die Sternbewegungen vielleicht auf die Sonne selbst beziehen? Da sind wir aber ebenso schlecht dran. Denn die Sonne ist weiter nichts als der vielen Millionen Sterne des Weltraumes irgend einer! Auch sie muß sich bewegen. Und sie bewegt sich auch! Das können wir zweifelsfrei nachweisen.

Wäre ein Stern am Firmamente in Ruhe, so würde er uns infolge der Sonnenbewegung bewegt erscheinen, und zwar wäre diese scheinbare Bewegung derjenigen der Sonne gerade entgegengesetzt. Das gibt es aber nicht, kein Stern befindet sich in fester Stellung; alle bewegen sich! Beobachten wir also an Sternen Eigenbewegungen, so müssen wir stets bedenken, daß diese sich aus zwei Bewegungen sich zusammensetzen: aus der Bewegung des betreffenden Sternes und derjenigen der Sonne insgesamt mit der Erde. Dabei können wir allgemein als Regel aufstellen, daß diejenigen Sterne, denen wir uns zu nähern scheinen, auseinanderrücken, daß ferner diejenigen, von denen wir uns entfernen, aneinanderrücken, wie wir das auch sofort an irdischen Gegenständen beobachten können. Von den Sternen, auf die wir uns gerade zu oder fort bewegen, können wir durch den bloßen Anblick und Messung mit den mechanischen Mitteln des Fernrohres keine Bewegung ermitteln; das gestatten uns glücklicherweise aber andere Methoden, deren Erörterung uns hier zu weit führen würde. Die Feststellung genüge, daß es möglich ist.

Macht man nun die Annahme, daß die Bewegung der Sterne regellos vor sich gehe — bisher tat man das allgemein —, daß also kein Stern irgendeine Bewegung bevorzuge, so werden sich die Bewegungen in ihrer großen Masse und im Mittel für uns aufheben und man hat so eine Möglichkeit, die Bewegungsrichtung der Sonne feststellen zu können.

Um es gleich mitzuteilen: die Annahme, daß die Bewegung der Sterne regellos vor sich gehe, trifft nicht zu; vielmehr haben die Untersuchungen von Kobold und Kaptejn in den letzten Jahren ergeben, daß die Eigenbewegungen der Sterne tatsächlich gewisse Richtungen bevorzugen.

Die genannte Annahme ist aber früher oft benutzt worden zur Feststellung der Bewegungsrichtung der Sonne. Der große Astronom Herschel fand, daß die Sterne um ein gewisses Himmelsgebiet herum von einander zu fliehen scheinen. Dieses lag in dem Sternbilde des Herkules, einer ausgedehnten Sternkonstellation, die in den späten Abendstunden über dem östlichen Horizont emporsteigt. Danach hätte also die Sonne mit ihrem ganzen System, wozu auch wir mit unserer Erde gehören, eine Bewegung, die auf das Sternbild des Herkules zu gerichtet erscheint.

Die von Herschel und dem Astronomen Brévoist für ihre Untersuchungen benutzten Grundlagen wurden stark angezweifelt; die Arbeiten Argelanders und anderer aber haben die Ergebnisse Herschels nahezu bestätigt. Der bedeutende amerikanische Astronom Newcomb nimmt als wahrscheinlichstes Ergebnis der zuverlässigsten Bestimmungen des Apex — so heißt der Zielpunkt der Sonnenbewegung — einen Punkt im Sternbilde der Leier an, etwa 4° von dem hellsten Sterne dieses Bildes, der Vega, entfernt.

Damit ist die Frage noch keineswegs endgültig erledigt. Denn es liegen bei der Bestimmung des Apex so viele Annahmen zugrunde, deren Gültigkeit noch nicht feststeht, daß neue Arbeiten die Daten für seine Lage noch erheblich verändern können. Der Amerikaner Comstock in Madison, Staat Wisconsin, hat z. B. von 216 schwachen Sternen, die in der Nähe hellerer Sterne stehen, Ortsveränderungen konstatiert, die allerdings in 67 Fällen von Bahnbewegungen herzurühren scheinen. Die übrigen 149 Sterne bewegen sich dagegen in ganz anderem Abstand von uns als ihre hellen Nachbarn, und ihre Bewegungen hat Comstock benutzt, um die Bewegung der Sonne im Verhältnis zu diesen jedenfalls sehr weit entfernten Sternen und zugleich deren durchschnittliche Entfernung zu bestimmen. Der Zielpunkt der Sonnenbewegung liegt hiernach in 300° Rektaszension und +54° Deklination, oder umgekehrt: diese 149 Sterne besitzen gegen die als ruhend angesehene Sonne eine gemeinsame Drift auf den Punkt 120° Rektaszension und —54° Deklination.

Diese Richtung weicht merklich ab von derjenigen, die aus den Systemen der helleren Sterne abgeleitet wurde. Aber auch diese letzteren besitzen, wie aus den Untersuchungen von Kobold, Kaptejn und Eddington immer deutlicher hervorgeht, keine einheitliche Bewegungsrichtung. Unter den Sternbewegungen sind offenbar mehrere Strömungen vorhanden, mehrere sich kreuzende Sternscharen. — Leider ist die Anzahl der von Comstock für seine Untersuchungen benutzten Sterne nicht groß; die Abweichung von ihrer Drift ist daher vielleicht nur scheinbar.

Auch die Geschwindigkeit der Sonnenbewegung hat man aus den Eigenbewegungen der Sterne zu ermitteln versucht. Die damit erzielten Ergebnisse aber lassen sehr viel zu wünschen übrig. Auch hier wieder gibt es Methoden, die sogenannten spektroskopischen, die eine genauere Ermittlung dieser Größe zulassen. Die spektroskopisch erzielten Resultate in bezug auf den Apex stimmen mit den von Newcomb auf Grund der Eigenbewegungen der Fixsterne erzielten in der Rektaszension gut überein, in der Deklination aber nicht. Doch hier kann noch durch erweiterte Untersuchungen vieles verbessert werden.

Nach Comstods Arbeiten ist die Geschwindigkeit der Sonne bezüglich der von ihm benutzten Sterne eine andere als bezüglich der helleren Sterne. Sie wird aber dieselbe, wenn man die Entfernung der schwachen Sterne um $\frac{1}{2}$, kleiner annimmt, als sie sich nach Kapteyns Berechnungsverfahren herausstellt. Nach Comstods Untersuchungen ergibt sich folgendes:

Richtgröße der Sterne	In 100 Jahren bewegen sich diese Sterne	Zahl der Sterne	Entfernung in Lichtjahren von uns
8,8	3,45 "	85	519
9,8	3,15 "	43	654
10,5	2,99 "	45	778
11,5	2,63 "	20	990

Wie man sieht, handelt es sich um schwächere Sterne, die man mit dem bloßen Auge garnicht mehr sieht. Auf letztere Weise kann man in unseren Breiten zur Rot noch Sterne 6. Größe erkennen. Die Eigenbewegungen sind ziemlich stark verschieden. Die Beträge weichen um etwa 50 Proz. von einander ab. Wenn die Sterne sich auch nur um wenige Sekunden in einem Jahrhundert bewegen (1 Bogensekunde ist ein Winkel, der den 1 296 000stel Teil des Kreisumfangs einschließt), so muß man bedenken, daß die Entfernung der Sterne von uns eine riesenhafte ist. Das Licht legt in einer Sekunde eine Wegstrecke von 300 000 Kilometern zurück. Da nun ein Jahr $365.24.60.60 = 31\,536\,000$ Sekunden beßigt, legt das Licht in einem Jahre die Wegstrecke von $31\,536\,000 \cdot 300\,000 = 9\,460\,800\,000$ Kilometer zurück, d. h. rund $9\frac{1}{2}$ Billionen Kilometer. Die Comstodschen Sterne 8,3. Größe sind also 4910 Billionen Kilometer, die 11,5. Größe sogar 9366 Billionen Kilometer von uns entfernt. Wenn in dieser Entfernung Körper in einem Jahrhundert 3,45 bzw. 2,63 Sekunden zurücklegen, so ergeben sich bei einer Ausrechnung immerhin Wegstrecken von 82 083 Millionen Kilometer bzw. 119 381 Millionen Kilometer. In einer Sekunde bewegen sich also die Sterne der ersten Gruppe 26 Kilometer, die der letzten 87,8 Kilometer.

Ein schwacher Stern von rund 10. Größe legt nach Comstock in einem Jahrhundert etwa 8 Bogensekunden am Himmel zurück. Eine Vergleichung der Bewegungen der Sterne in und außerhalb der Milchstraße zeigte, daß erstere nur ungefähr halb so groß sind (2 Bogensekunden) wie diese. Es folgt daraus, daß die schwachen Milchstraßensterne ungefähr doppelt so weit von uns entfernt sein müßten, wie die Sterne zu beiden Seiten der Milchstraße. Dieser Schluß wird übrigens auch durch die spektroskopischen Ergebnisse gestützt.

Die Untersuchungen über den Zielpunkt unserer Reise durch den Weltraum sind noch im Anfangsstadium; vor allen Dingen ist zu bemerken, daß bisher nur Sterne der nördlichen Hemisphäre benutzt worden sind, während die der südlichen Hemisphäre noch garnicht berücksichtigt wurden. Die Lidsterwartete hat vor einigen Jahren eine Expedition nach Chile geschickt, deren Aufgabe in der Beobachtung solcher Sterne besteht

L—e.

Kleines feuilleton.

Theater.

Königl. Schauspielhaus. Die Rabensteinerin, Schauspiel in 4 Akten von Ernst von Wildenbruch. Die Zeiten, da Wildenbruch von den Parteigängern des aufstrebenden Naturalismus als der erfolgreiche Repräsentant eines überlebten, künstlerische Ohnmacht und hurrapatriotische Tendenzen in sich vereinigenden Epigonenstums mit Leidenschaft bekämpft wurde, sind längst vorüber. Es ist still geworden um ihn, sein Einfluß gebrochen, aber auch jene neue Kunst, deren erste verheißungsbolle Triebe damals mit solcher Begeisterung begrüßt wurden, hat die damals geweckten Erwartungen nur zum geringsten Teile erfüllt. Ein langweiliges, farbloses, vom Geist der Zeit und jedem Geist verlassenes Mittelgut, mit dem verglichen Wildenbruchs starker aufs Theatralische gerichteter Instinkt bei aller sonstigen Strupellosigkeit fast noch als Kraft erscheint, füllt heute die Premieren. Spuren dieses spezifischen Theaterfinns zeigt auch Wildenbruchs neuestes Raubritter-Stück, das freilich in der Raivität der Psychologie und Motivierung noch alle seine früheren Dramen bei weitem übertrifft. Wenn man das Ganze sich vom Schluß her noch einmal vergegenwärtigt, nimmt sich die Geschichte wie eine jener satissam bekannten, mit möglichst trassen Abenteuer und Edelmut bis oben vollgespierten „Erzählungen für die reisere Jugend“ aus.

Bartolome, ein Jüngling aus dem reichen Kaufmannsgeschlecht der Augsburger Welsch, der in musterhaft hochherziger Kolonialbegeisterung seinen sehnlicheren Wunsch hegt, als in die von seinem Vater erworbenen Venezuela-Gebiete zu reisen und die widerspännigen Eingeborenen niederzuerwerfen, wird von dem kühnen Rabensteiner Schnapphahn überfallen und ausgeraubt. Der Strauchritter büßt dabei selbst das Leben ein; und seine Tochter, hochsinnig wie der Jüngling, läßt den Verwundeten von ihren Knechten in die väterliche Burg tragen. Er schlägt die Augen für wenige Minuten auf und das genügt den jungen Leuten, sich wechselweise gewaltig zu verlieben. Jedoch das Glück ist kurz, denn alsobald erscheint ein schönes Kaufmannsfräulein mit Gefolge, Bartolomes Verlobte, und läßt den Ohnmächtigen aus der ver-

dächtigen Umgebung fortbringen. Im zweiten Akt, der bei dem Welsch spielt und in der Gegenüberstellung von Vater und Sohn einige wohlgelungene Szenen bringt, verspricht der junge Mann, das Raubnest zu erobern. Die Rabensteinerin bringt in eigener Person den beim Ueberfall geraubten Schmuck dem Eigentümer zurück, wird von dem schönen Kaufmannsfräulein schön beleidigt und von Bartolome ritterlich geschützt. Sie kehrt in ihre Burg zurück, um an der Spitze ihrer treuen Mannen der Belagerung Trost zu bieten. Die Söldner dringen ein; doch ehe das Burgfräulein gefangen wird, schießt sie mit ihres Vaters Armbrust die verhasste Feindin nieder. Ihr Haupt ist dem Weil verfallen. In festlichem Gepränge harret das Volk der Exekution; mit verbundenen Augen nimmt das Mädchen auf dem Stuhle Platz, die Frage wird an die Bürgerchaft gerichtet, ob jemand für sie einzutreten willens sei. Bartolome zeugt für sie und rettet ihr Leben, indem er vor der staunenden Menge erklärt, die vom Gericht Verurteilte zum Weibe zu nehmen. So gestattet es bei Wildenbruch das Augsburger Recht! Die treue Liebe triumphiert, und auch der Vater gibt am Ende seinen Segen.

Daß das Stück die momentane Bühnenvirkung, auf die es ausgeht, beim Publikum zum Teil erreichte, hatte der Autor vor allem den Schauspielern zu danken. Das Liebespaar wurde von Staegemann und Frau Willig jugendlich temperamentvoll, das Elternpaar von Kraußneß und Ruscha Wüß mit feiner Nuancierung dargestellt. Matkowskys hünenhafter Rabensteiner entsprach den hochgespanntesten Raubritter-Idealen. dt.

Kroll'sches Theater: Gastspiel der Beerbohm Tree'schen Truppe. („Was Ihr wollt“). Lustspiel von Shakespeare.) Wochenlang vor diesem Gastspiel begam schon der Kellameapparat mit Hochdruck zu spielen. Daß indessen der laut voraus getrommelte Zeitungsruhm durch die Auführungen einen Zuwachs erhalten werde, erscheint nach der bisherigen Proben mehr als zweifelhaft. Was ein Teil der Presse von der Eröffnungsvorstellung Shakespeares Richard II. berichtete, daß dieselbe wesentlich nur als charakteristische Illustration englischen Darstellungsstils ein Interesse geboten, aber dem tieferen Gehalt des Shakespearschen Dramas in keiner Weise gerecht gerecht geworden sei, — den gleichen Eindruck mangelnder Verinnerlichung einer auf billige Theatereffekte ausgehenden Zustimmung hinterließ auch die Aufführung von „Was Ihr wollt“. Ueberreichlich war für Musik gesorgt, sie füllte die Pausen, begleitete vielfach die Szenen und wirkte doch nur als ein fremder Zierat, da die innere Musik des Stückes, die arte seelenvolle Melodie der Stimmungen fast völlig stumm blieb. Der junge Herzog wurde als leidenschaftlicher Herr mit dramatischen Gesten agiert; es fehlte völlig das Element der weich zersetzten schwülen Sehnsucht, für die der Liebeschmerz noch eine Quelle des Genusses wird — eben das, was ihm die individuelle Farbe und dem sinnvoll verworrenen Liebesspiele der Komödie den Stimmungsaufstakt gibt. Auch Viola, die still behärdene, treu und neidlos in verschwiegener Liebe Ausdauernde, verlor in der Verkörperung durch das hochgewachsene Frä. Tree den Duft des Dichterschen. Miß Tree war eine etwas gedankenlos dreinschauende, zuweilen schelmisch lächelnde Viola mit einem Stich ins Drollig-ungeschickte. Ueberhaupt schien die Regie Viola als Zugabe zu den Possenszenen anzusehen und hatte in diesem Sinne — Verbesserungen angebracht! So ahmt die Dame Soubrettenhaft die schlentkrigen Bewegungen Malvolos nach, läuft bei dem Duell — seiner Vorzüglichkeit halber wird der Effekt sogar zweimal hintereinander auf der Bühne wiederholt — in gestrecktem Karriere davon, und was dergleichen Scherze mehr sind. Alles war vergrößert und verflacht. Freilich gehört die Rolle, wenn ihr Gehalt auch nur annähernd erschöpft werden soll, zu den schwierigsten, und vor der völligen Psychognomiologie, mit der sie oft bei uns gespielt wird, mag die gefällige Psychognomie, die Fräulein Tree ihr gab, immerhin den Vorzug größerer Kurzweil besitzen.

Das Spiel entwickelte auch in der Darstellung des Burlesken keine besondere Kraft. Die grellen Farben, das Behagen, mit dem die Späße doppelt unterstrichen und breitgetreten wurden, erinnerte in einzelnen Partien an Variété- und Londoner Musichall-Geschmack. Von dem Karren, der in dem Stück so viel Geschicktes plaudert, blieb nur ein tänzelnder, schellenklingender, lorpusulent-banalster Lustigmacher übrig, dessen Leistungen sich in dem hüßlichen Vortrag der eingestreuten Lieder erschöpften. Für die Art, wie dieselben lanciert und vom Publikum gleich Gesangseinlagen einer beliebigen Abendunterhaltung aufgenommen wurden, war der Applaus bei offener Bühne und die Unterbrechung des Spiels durch ein Decapio in der Trinkzene des zweiten Aktes charakteristisch. Die Junker Tobias und von Bleichenwang mußten hier zur Erhöhung des Vergnügens alle möglichen Paradesstücke sinnloser Betrunktheit zum besten geben. Zum Abschluß dieses Auftritts läßt die Regie, da Shakespeare offenbar der Nachhilfe bedarf, dann noch den Karren als Gespenst mit weißem Laten, und als allerletzten Trumpf den hageren Malvolio im wallenden Nachthemd, den blanken Regen in der Faust, erscheinen. Beerbohm Tree in der Gestalt des pedantischen, hoffnungslos in sich verliebten Hofmeisterlassen brillierte mit einer Fülle sorgsamst ausgefeilter Pointen, deren Komik aber durch die allzu deutlich hindurchscheinende Berechnung entschieden starke Einbuße erlitt. Es war ein wichtiger Einfall, daß bei seinem Verschwinden von der Bühne das Dräsester wiederholentlich eine heroisch gravitätische Musik zu intonieren hatte, die den wippenden

Schritten der stolzen Don Quixotte-Haltung des Abziehenden ein brotliges Relief verlieh, aber die Figur erhielt so doch einen aus dem Sülle der Komödie herausfallenden, allzu operettenhaften Anstrich.

Die Dekorationen gingen in keiner Weise über den Rahmen des Gewohnten hinaus. Das Publikum zeigte sich äußerst beifalls-
lustig.

Musik.

Gerne folgen wir dem Bestreben, nicht bloß leichte Spielopern, sondern auch gewichtige ernste Opern in volkstümlichem Rahmen zu bringen. Unser Vorhing-Theater hat am Freitag dieses Bestreben durch eine Neueinstudierung von Beethovens „Fidelio“ bestätigt. Es kann in der Tat nie genug geschehen, um auch weitesten Kreisen dieses musildramatische Hohenlied der Gattentreue so gut wie möglich vorzuführen. Allerdings müssen wir in unserer Zeit einer „Klassikerdämmerung“, in der ein Shakespeare ganz klein gemacht wird, damit rechnen, daß nächsten auch etwa ein Beethoven-Sturm losbrechen werde. Wir quittieren gleich im Vorhinein die Rechnung über die „Fehler“ jener Oper. Nicht bald etwas leichter, als den allergrößten Kunstwerken ihre Unvollkommenheiten nachzurechnen! Auch „Fidelio“ ist, an dem Maß einer wahrhaft musildramatischen Schöpfung gemessen, voll von „Schwächen“. Dazu gehört schon die Einteilung in Nummern mit zwischenliegendem Dialog, sodann das nicht immer durch den Zusammenhang geforderte Arienhafte, sodann der matte Abfall gegen Schluß und dergl. mehr. Selbst der „Vortrag“, die „Deklamation“, die musikalische Gestaltung des Textes gemäß seinem Sinn ist nicht überall auf die einem Beethoven mögliche Höhe gebracht. Innerhalb dieses Rahmens wird es nun freilich kaum wieder ein Werk geben, das die Glala von der packendsten Hochdramatik bis zur feinsten Kleinarbeit der Idylle in einer so überwältigenden Weise beherrscht, wie eben der „Fidelio“. Dadurch wird auch bei primitiveren Bühnenverhältnissen die packende Wirkung des ganzen noch ermöglicht und andererseits doch an die Ausführenden eine solche Fülle von Ansprüchen gestellt, daß der mit der Materie vertraute Hörer meistens aus einer Enttäuschung in die andere fällt. Soll man nun solche Aufführungen mit unzureichenden Kräften gerade im Interesse der Kunstpopularisierung vertwerfen, da für das Volk nur das Beste gut genug sei, oder soll man auch Minderes hinnehmen und sich sogar freuen, daß die Künstler Gelegenheit finden, selber etwas zu lernen? Schließlich möchte man doch für das zweite stimmen.

Auch bei der jehigen Aufführung war es immerhin möglich, über mancherlei Enttäuschungen hinauszukommen. Um so energischer darf man wenigstens das verlangen, was sich ohne Aufwand vieler Mittel erreichen läßt. So beispielsweise eine Regie, welche nicht wieder die sinnigsten Ensemblestücke in Paradehaltung dem Publikum vortragen und die entscheidende Szene („Töt' erst dein Weib!“) lahm herauskommen läßt. Die Sängerin der Titelrolle, Kamilla Göhl, kommen wir seit längerem als eine tüchtig strebende Künstlerin. Man mußte sich bald überzeugen, daß die gewaltige Größe nicht eben ihre Stärke ist, und daß der schrille Klang ihrer hohen Töne im Forder viel verdirbt. Trotzdem kam eine alles in allem sehr anerkenntnenswerte Leistung zustande. Johanna Martin als Marzelline verstand es, günstig zu wirken, trotz ihrer unzureichenden Stimmbildung und einer anscheinend mit Heroismus überwundenen Indisposition. Unter den Sängern ragte Curt Schade als Florestan (Tenor) hervor; Reimar Poppe als Rocco (Bass) sang feinsinnig, schadete sich aber durch unbeholfenes Gebaren; der Bariton Theo Gärger kam diesmal hauptsächlich deshalb nicht recht zur Geltung, weil ihn gerade an seinen entscheidenden Stellen das Orchester oft überlörte. Dieses selber hielt sich unter Arthur Bodanzky für einfache Ansprüche recht annehmbar. Relativ am besten waren vielleicht der Chor und die zwei Chorsolisten. Otto Schäfer und Rudolf Rathfelder.

Daß unser Vorhing-Theater wirklich eine Volksooper sei, daran hindert noch manches, nicht zuletzt die etwas hohen Eintrittspreise, mit denen allerdings jegliches private Opernunternehmen rechnen muß. Nachdem wir vor einiger Zeit die Einrichtung der kleinen elektrischen Lämpchen an den Sihen anerkannt haben (sie sollten nur besser in Stand gehalten werden), möchten wir noch ein Wort über den schlichten, gemüthlichen und besonders gut akustischen Innenbau sagen. Beispielsweise hört man im rückwärtigen Teile des Parterres trotz ziemlicher Entfernung vorzüglich. sz.

Humoristisches.

Mein Lebenslauf ist bald erzählt. —
In stiller Ewigkeit verloren
Schließ ich, und nichts hat mir gefehlt,
Bis daß ich sichtbar ward geboren.
Was aber nun? — Auf schwachen Knien,
Ein leichtes Bündel auf dem Rücken,
Bin ich getrost dahin gehospert,
Bin über manchen Stein gestolpert,
Mitunter grab, mitunter krumm,
Und schließlich mußt ich mich verschaukeln.
Bedenklich rieb ich meine Blase
Und sah mich in der Gegend um.
O weh! Ich war im Kreis gelaufen,

Stand wiederum am alten Plage,
Und vor mir dehnt sich lang und breit,
Wie ehemals, die Ewigkeit.

Wilhelm Busch.

— Entschuldigungsbrief. Entschuldigen Sie, bitte, daß meine Lichter gestern nicht gekommen war, aber meine Frau kam in Wochen, und Fräulein wissen ja, wie das ist. — Hochachtungsvoll Karl Tauber.

— Wahres Geschichtchen. Leutnant (in der Einjährigen-Anstaltionsstunde, einige Tage vor der Befichtigung durch den Oberst):

„Na, was wissen Sie mir über die Regierung Friedrich Wilhelms IV. zu sagen?“

Volksschullehrer Maier: „In seine Regierungszeit fiel die Revolution in den Märztagen des Jahres —“

„Am Gotteswillen, sagen Sie bloß so was nich, sagen Sie lieber: während seiner Regierung ist nichts Besonderes passiert oder — er führte die Arbeiten seines Vorgängers weiter oder so was Ähnliches, — die Revolution kann nämlich der Herr Oberst nich leiden.“ („Jugend“.)

Notizen.

— Die Truppe des Lessingtheaters ist von ihrem erfolgreichen Gastspiel in Amsterdam zurückgekehrt und nimmt am Dienstag wieder die „Stützen der Gesellschaft“ auf.

— „Sulamith“, lyrische Oper von Sandro Blumenthal, einem in Deutschland lebenden italienischen Komponisten, wurde im Nürnberger Stadttheater mit Erfolg aufgeführt. Das Textbuch lehnt sich eng an das Hohe Lied Salomonis an. Die Vertonung ist melodisch reich. — Eine neue Oper von Hans Sommer: „Riquet mit dem Schopp“, ein Märchenspiel, fand im Braunschweiger Hoftheater beifällige Aufnahme.

— Richard Strauß arbeitet an einer neuen Oper, der als Text Hugo von Hoffmannsthal's Drama „Elektra“ fast wörtlich zugrunde gelegt ist.

— Otto von Leizner, ein deutsch-österreichischer Schriftsteller, ist in Groß-Lichterfelde gestorben. Er war am 24. April 1847 zu Saar in Nahren geboren, aber seit den 70er Jahren in Deutschland tätig. Er gehörte zu den ehrlicheren Vertretern des aus der Mode gekommenen deutsch-sittlichen Idealismus, der im kapitalistischen Zeitalter zur Chimäre werden mußte. Er redigierte die „Deutsche Romanzeitung“. Eine deutsche Literaturgeschichte sowie zahlreiche kritische und polemische Schriften gegen die „Unsitlichkeit“, die Dekadenz und das Aesthetentum haben seinen Namen bekannt gemacht.

— Die fromme Helene, Wilhelm Busch's Lieblings-tochter, ist zu dem 75. Geburtstag ihres Vaters in neuem Gewande erschienen. Sie zählt jetzt das 176. bis 181. Tausend und hat außer einem schmunelnden Einband ein neues Konterfei des resigniert beschaulich dreinschielenden Zeigers aufzuweisen. (Verlag Friedrich Bassermann in München.) Busch selber hat noch einmal die Leher gestimmt und mit einem einigermaßen pessimistischen Humor sich und Helene angefangen:

„Ein junger Nachwuchs kam, dem jene Sachen
zu ernsthaft sind; man möchte lieber lachen,
Und kindlich harmlos hascht man nach Genüssen
In Wort und Bild, als gab' es kein Gewissen.
Man denkt sich halt: Es ist ja Phantasie,
Ein Puppenpiel. Wir täten so was nie.

Die Frommen aber, die vorüber radeln,
Die uns vermutlich in die Gasse rennten,
Wenn sie vor Lachen und Entrüstung könnten,
Sie sind mal so, wir wollen sie nicht tadeln,
Ersuche sie vielmehr, sich zu getrösten:
Die Narren sterben, auch die allergrößten.

Sobald nur 100 Jahre erst verfloßen,
Wo, unter anderen, sind dann unsere Posten?
Die Lampe fällt. Was bleibt noch auf der Szene?
Ein Häufchen Asche, wie von Dir, Helene,
Drauf kommt die Zeit mit ihrem Reißerbesen
Und segt es weg, als wär' es nie gewesen.

Mir selbst ist so, als müßt' ich bald verreisen —
Die Badenzähne schenkt' ich schon den Mäusen —
Als müßt' ich endlich mal den Ort verändern
Und weiter zieh'n nach unbekannten Ländern.

Mein Bündel ist geschnürt. Ich geh' zur See.
Und somit, Lenchen, sag' ich Dir ade!

— In der Stadt der Lola Montez gepriesenen Andenkens hat man allem Anschein nach sehr viel Furcht vor Tänzerinnen. Einer Amerikanerin, die nach bekannten Mustern von München aus die Tanzwelt durch einen entblößten Oberkörper reformieren wollte — als Salome drapiert — wurde das öffentliche Auftreten untersagt. Ludwig I. ist doch lange tot.